

# Staatsdichter Biermann

## Äußerlicher Erfolg und intellektuelle Leere. Der Liedermacher wird 80 Jahre alt

Kai Köhler

---

Das Jahr 2014 brachte eine Unzahl von Veranstaltungen zum 25. Jubiläum der Maueröffnung, und unter den peinlichen gehörte zu den peinlichsten der Auftritt Wolf Biermanns im Bundestag. Parlamentspräsident Norbert Lammert hatte den Liedermacher eingeladen, angeblich, damit dieser ein Lied vortrage. Natürlich plauderte Biermann aus, was jeder wusste: dass sein Auftrag darin bestand, es den Linken noch einmal so richtig zu zeigen. Natürlich musste Lammert seinen scheinbar eigenwilligen Gast auf die Geschäftsordnung verweisen, die es Biermann verbot, Reden zu halten. Natürlich scherte der sich nicht um den Einwand, und natürlich ließ der Versammlungsleiter die Dinge laufen, wie sie ohnehin geplant waren.

Geplant war eine Abrechnung mit der Fraktion Die Linke, in ihr die Mehrzahl harmlose Sozialdemokraten, fester auf dem Boden des Grundgesetzes als manch andere Abgeordnete; aber eben doch eine lästige Erinnerung daran, dass nicht alles, was irgendwie aus der DDR herkommt, völlig ausgerottet werden konnte. Gegenüber dieser fast einflusslosen Fraktion trat Biermann in einer seiner Lieblingsrollen auf, als »Drachentöter«. Gefeierte von fast allen Anwesenden, konnte aber sogar er nicht umhin zuzugeben, dass da gar kein Drache mehr war. Welche Rolle blieb ihm also? Wenn auch der Drache fehlte, zu töten war immerhin noch möglich, allerdings nur mittels der Sprache. So verhöhnte er die Linksfraktion für ihre historische Niederlage und bedauerte, dass sie überhaupt gewählt worden sei. Ein paar Minuten spie Biermann Hass, dann griff er endlich zur Klampfe und spielte eines seiner Protestlieder gegen die DDR, das nun wie ein unfreiwilliger Selbstkommentar wirkte: »Du, lass dich nicht verhärten, in dieser harten Zeit.«

Die Abgeordneten der Linken beklatschten mehrheitlich so blöd wie gut parlamentarisch, dass Biermann sie beschimpft hatte. Siegmund Gabriel nahm den Sänger fest in die Arme, Angela Merkel eilte ihm nach und tätschelte dem Barden immerhin die Schulter. Offensichtlich war da jemand, der sich als mutig und aufmüpfig begreift, angekommen in der Mitte der Gesellschaft. Wie funktioniert so etwas?

### Eine Autobiographie

Pünktlich zu Biermanns 80. Geburtstag am heutigen Tag ist unter dem Titel »Warte nicht auf bessere Zeiten!« eine umfangreiche Autobiographie erschienen. Ein solches Buch kann helfen, die Frage zu beantworten, denn das Genre ist teleologisch. Fast jede Autobiographie zeigt, wie der Verfasser zu dem wurde, was er ist. Der Pianist schreibt über seine erste Klavierlehrerin, die Architektin darüber, wie sie zum ersten Mal Räume erlebte; und beide erwähnen höchstens kurz, dass sie sich auch mal für Dinosaurier interessiert haben. Mögliche andere Entwicklungen wurden eben abgebrochen.

Die primitivste Möglichkeit, ein Buch zu erfassen, ist die Statistik, manchmal ist sogar sie aufschlussreich. Der Text umfasst, neben dem Bildteil, etwa 530 Seiten. Ein knappes Zehntel ist den ersten gut 16 Lebensjahren gewidmet, bis zur Übersiedlung in die DDR im Frühjahr 1953. Gut 280 Seiten beschreiben die 23 Lebensjahre in der DDR und die Ausbürgerung. Weniger als 200 Seiten sind den 40 Jahren danach gewidmet – wobei gut zehn Seiten einen Aufenthalt in der DDR 1982 beschreiben, als Erich Honecker einen Besuch Biermanns bei seinem sterbenden Freund Robert Havemann ermöglichte. Mehr als die Hälfte der verbleibenden knapp 190 Seiten sind gefüllt mit Erlebnissen beim Zusammenbruch der DDR 1989/90 und mit der Auswertung von Akten des Ministeriums für Staatssicherheit – was zu ausführlichen Rückblicken Anlass gibt.

Die letzten 20 Lebensjahre kommen fast gar nicht vor. Es gibt eine paar Seiten, auf denen Biermann durchaus anschaulich seinen gegenwärtigen, ruhigen Alltag skizziert – doch mündet auch das am Ende des Buchs in ein Loblied auf die bürgerliche Demokratie und die argumentfrei dargebrachte Behauptung, jeder Versuch, Kommunismus zu verwirklichen, münde in eine totalitäre Diktatur.

Mit diesen Schwerpunkten verschafft sich Biermann taktische Vorteile. In der DDR hatte er tatsächlich Probleme mit seinem Staat, und er kann sich als Kämpfer für die Freiheit präsentieren. Problematische Teile seiner Westkarriere fehlen indessen

oder sind eher beiseite gesprochen. Man liest nichts über seinen Auftritt bei der Klausurtagung der CSU-Bundestagsfraktion in Wildbad Kreuth 1998 – bei einer Partei, die nicht erst seit Franz Josef Strauß' Lob für Pinochet vielfach Sympathien für faschistische und rassistische Regime zeigte.

Auch seine Verteidigung imperialistischer Kriege handelt er nur kurz ab. Dass Biermann den zweiten Golfkrieg gegen den Irak Saddam Husseins 1990/91 befürwortete, ist immerhin nachvollziehbar – die Drohungen des irakischen Regimes, gegen Israel einen Gasangriff durchzuführen, waren zwar leeres Gerede, legten aber – zumal angesichts der deutschen Geschichte und der teilweise jüdischen Herkunft der Familie Biermann – eine falsche Parteinahme nahe. Den westlichen Überfall auf Jugoslawien, das aus dem antifaschistischen Kampf entstanden war, hat Biermann aber auch unterstützt. Wo es eben möglich ist, stellt er sich heute auf die Seite der Rechten. In einem Gespräch mit der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* (8. Oktober 2016) äußert er sich zum Beispiel zu Edward Snowden, den er noch »tief unter dem Verräter« sieht. Ein Held wäre Snowden für Biermann nur gewesen, wäre er in den USA geblieben. Denn: »Tausendmal besser, in der Demokratie im Gefängnis zu sitzen, als sich in der Diktatur« – damit meint er Russland – »den Arsch pudern zu lassen«. »Arsch«, wir werden noch darauf kommen, ist eines der Lieblingsworte dieses Dichters.

### Ein vermeidbarer Streit?

Insgesamt aber gilt: Auch 40 Jahre, nachdem Biermann die DDR verlassen musste, und mehr als ein Vierteljahrhundert nach deren Ende bleibt er ganz auf diesen Staat fixiert. Dabei verändert der hasserfüllte Rückblick die Perspektive, mit Folgen für die Glaubwürdigkeit. Liest man Biermanns Erinnerungen, hat er zwischen 1953 und 1976 von seiten der Mächtigen und ihrer Helfer eine fast ununterbrochene Reihe von Erniedrigungen, Repressionen, Behinderungen, bestenfalls noch Heucheleien erlebt. Auf der Seite der Opposition dagegen lernte er mutige, aufrechte Menschen kennen, die bereit waren, für die Freiheit etwas zu wagen. Und dennoch, gibt Biermann an, habe er bis über seine Ausbürgerung hinaus die DDR für den besseren deutschen Staat gehalten.

Nun gut – nebenbei erwähnt er, dass die DDR dem Hamburger Arbeitersohn immerhin zwei Studien finanzierte: Ökonomie und, nachdem er dazu keine Lust mehr hatte, Philosophie. Er verschweigt auch nicht, dass in der ersten Hälfte der 1960er Jahre, als er sich noch nicht völlig gegen die DDR gestellt hatte, ausführlich mit ihm diskutiert wurde; dazu gehörten zwei mehrstündige Gespräche mit Margot Honecker. Damals gab man sich auf beiden Seiten noch ein gewisses Maß an Mühe. Biermann aber provozierte bewusst, und er provozierte oft auf platte Weise, wenn er die »alten Genossen«, die Krieg und KZ erlebt hatten, aufforderte, endlich der Jugend Platz zu machen – als wäre das Lebensalter ein geeignetes Kriterium für die Besetzung von Positionen in Politik und Wirtschaft. Doch gibt es von ihm aus dieser Zeit tatsächlich keine grundsätzlich antisozialistischen Äußerungen. Auf die Kritik des frühen Biermann an Alltagserscheinungen hätten Staat und Partei durchaus souveräner reagieren können.

Die Texte in dem Bändchen »Die Drahtarfe«, 1965 im Westberliner Verlag Klaus Wagenbach erschienen, zeigen noch keinen Gegner des Sozialismus. Der Titel spielt zwar auf Stacheldraht und damit auf die Mauer an. Doch wird der Draht zur Harfe und damit ambivalent: Soll die Grenzbefestigung zersungen werden, oder wird das Befestigungsmittel zum Instrument des Singens, in einem nun nach außen gesicherten Staat?

Klar ist, dass es ums Singen geht und nicht einfach ein Lyrikband vorliegt. Zu vielen der Gedichte sind Noten abgedruckt; in der Folge werden die Werke des Liedermachers Biermann über Schallplatten im Westen mehr noch als über Bücher verbreitet, und in der DDR über Kopien auf Musikkassetten. Damit ist auch klar, dass es um Kunst für die Öffentlichkeit geht. Gedichte werden meist alleine zu Hause gelesen, Lieder mit Gitarrenbegleitung oft im Konzert gehört, es muss ja nicht gleich der Bundestag sein.

Die Texte selbst sind manchmal grobianisch in der Tradition des französischen Dichters François Villon, auf den sich Biermann immer wieder berief. Es ist dies ein Stilmittel, das er oft bemühte, auch in Essays und Reden. Als er 1991 den Schriftsteller Sascha Anderson als Zuarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit angriff und als »Sascha Arschloch« titulierte, waren sogar eifrige IM-Jäger peinlich berührt. Aber grob zu sein ist für Biermann eine Herzensangelegenheit, was die Eskalation manches Konflikts erklärt.

Einige der Texte aus der »Drahtarfe« sind politisch fragwürdig, wie die Aufforderung an die alten Genossen, sie möchten sich, nach allen Verdiensten, doch bitte in die Rente verdrücken. Andere sind durchaus hellsichtig. In der »Ballade von dem Drainage-Leger Fredi Rohsmeisl aus Buckow« geht es um die von heute aus gesehen befremdliche Kampagne gegen das Auseinandertanzen. Im traditionellen Paartanz berühren sich Mann und Frau, und wenn nun die eine und die andere für sich hampele, sei das westlich dekadent. Derlei fragwürdige Moralismen gab es in der frühen DDR, und in der Ballade wird besagter Fredi von Aufpassern bedrängt, gibt darum denen eins auf die Mütze, wird als staatsfeindliches Element verurteilt

und ist fortan für den Sozialismus verloren.

Spießbürgerliches gab es und war zu kritisieren. Man ist versucht, das Lied als Vorwegnahme von Biermanns eigenem Lebensweg zu verstehen. Doch war der Liedermacher nie im Gefängnis, und der Staat suchte lange nach einem Kompromiss mit ihm. Was ihm lange Zeit fehlte, war die Möglichkeit eines öffentlichen Auftritts, den ein Sänger, der die Reaktion des Publikums spüren will, braucht.

Dass sich Biermann radikalisierte, ist also nachvollziehbar. Dabei schwand jeder Ansatz zu historischer Einsicht. Bereits für die »Drahtarfe« gilt, was Folgebände wie »Mit Marx- und Engelszungen« (1968) noch mehr kennzeichnet: Glück sei in der DDR, wenn überhaupt, nur im Privaten erlebbar. Der öffentliche Bereich dagegen sei durch Repression gekennzeichnet. Sich mit dem späteren Titel als Marx und Engels der Gegenwart darzustellen, verstärkte noch die Provokation.

Nun ist Literatur tatsächlich nicht fürs Herrscherlob und fürs eingängig Positive da. Sie bezieht die Spannung, die sie auch aus ästhetischen Gründen braucht, stets aus Konflikten – es muss da etwas sein, das nicht geklärt ist. Biermanns frühe Liedtexte beziehen sich auf solche Konflikte, und man kann kaum je sagen, dass irgend etwas in ihnen ganz falsch sei. Das Ganze aber wird falsch durch Einseitigkeit. Damit ist nicht gemeint, dass – irgendwie zum Ausgleich – all dem Negativen doch auch etwas Positives beizumischen sei. Mit dieser Vorstellung von Ausgewogenheit kann man eine Talkshow besetzen, aber keine Kunst machen. Es meint aber, dass die Ursachen der Mängel im Sozialismus begriffen und gestaltet werden, dass Widersprüche im Sozialismus im Zusammenhang internationaler Kämpfe erscheinen, dass auch Entwicklungsperspektiven im Sozialismus vorkommen – bald durfte man ja, zum Glück, getrennt tanzen.

Wenn all dies fehlt, liegt das auch am kleinen Genre Lied, das nur ein Problem benennen, aber nicht in seiner gesellschaftlichen Totalität erklären kann. Doch auch da, wo Biermann mehr Raum hat wie in dem revueartigen Theaterstück »Der Dra-Dra« (1970), einer »großen Drachentöterschau in acht Akten mit Musik«, ist Herrschaft an sich böse und muss zerdeppert werden. Dabei kommt nicht vor, inwieweit Herrschaft im Sozialismus notwendig ist. Darum kann auch nicht abgewogen werden, was nur notwendig scheint, und fehlt jeder Gedanke, wie man mit Fehlern, die sich aus beidem ergeben, umgehen kann.

Die Handlung zeigt den »Drachentöter« Hans Folk, der eine Stadt vom Tyrannen befreien will, bei den unterdrückten Menschen aber keine Verbündeten findet. Ein paar Tiere sammeln sich um ihn. Sie stehen, wie Biermann in einer Nachbemerkung erklärt, für verschiedene soziale Haltungen; er erklärt es nicht ohne Grund, denn aus den Dialogen wird dies nicht erkennbar. Folk und die Tiere töten zwar den Drachen, feiern aber vorschnell den Sieg. Dies erlaubt es dem üblen Gouverneur, der stets auf seiten des Drachen stand, sich selbst zum Sieger zu erklären und nach der Macht zu greifen.

Als Zeichen der Nachfolge beansprucht er die Jungfrau für sich, die eigentlich dem Drachen geopfert werden sollte. Allerdings fürchtet er, impotent zu sein. Nun ist, dass der Herrscher den Schwanz nicht mehr hochbekomme, so ziemlich das dümmste politische Argument, das überhaupt vorstellbar ist. Aber in der viril-rebellischen Welt des Wolf Biermann treten nun mal die kraftstrotzenden Jungen gegen die welken Alten an, die es dann abzuräumen gilt. Die opportunistischen Menschen werden kurzerhand in dem »Drachenarsch«, in den sie früher gekrochen seien, eingenäht. Die vulgäre Lieblingsidee löst nicht das Problem, wie man denn nach einem Umsturz mit den Opportunisten oder den Mutlosen, die immer die Mehrheit bilden, zusammenarbeitet.

### **Der Geist des Vaters**

In den frühen Liedern wie in der »Drachentöterschau« zeigt sich eine oberflächliche, antiautoritäre Haltung. Biermann fragt nicht, woher Herrschaft kommt, und er fragt kaum, wie sie genau funktioniert. Wer sie unter welchen Bedingungen ausübt, warum und gegen wen, überlegt er erst recht nicht. Er will auch nicht wissen, wessen Staat die DDR war, wem sie nutzte und wem sie schadete. Vielmehr inszeniert er sich erfolgreich als Rebell.

Im Unterschied zum Revolutionär ist allerdings der Rebell an das gebunden, was er bekämpft. Er will keine neue Ordnung, sondern er will etwas Altes weghaben. Damit ist der Rebell ein Anhängsel des Staats, gegen den er anrennt, und das schlimmste, das ihm passieren kann, ist, dass dieser Staat umfällt. Dann ist der Rebell entweder arbeitslos, oder er macht sich lächerlich, indem er ein ums andere Mal tote Drachen tötet – so wie Biermann 2014 im Bundestag. Noch trauriger anzuschauen ist dieser Leichenschänder dann, wenn er sich immer noch als Widerständler aufführt, wenn er doch tatsächlich schon seit Jahrzehnten Verteidiger eines anderen, siegreichen Staats ist.

Dies freilich ist eine glanzlose Rolle, und darum mag Biermann in seiner Autobiographie darüber kaum schreiben. Ein paar Gedankenketten zu imperialistischen Kriegen, die er nicht als solche erkennt, sondern die seltsamerweise immer wieder

irgendwie passieren; das Klischee von der Tyrannei, die notwendige Folge jedes Versuchs sei, Kommunismus zu verwirklichen – sogar Biermann weiß, dass solche Platitüden, wie sie ein Leitartikler einer Provinzzeitung nur bei äußerstem Nachrichtenmangel noch mal eintippt, für den Erfolg nicht reichen.

Die große Emotion muss her, und wofür hat man denn nicht eine Familie! Da trifft es sich bestens, wenn die für das steht, was man hasst, nämlich den Kommunismus. Ungeschicktere Selbstdarsteller hätten daraus eine Emanzipationsgeschichte gemacht, etwa: Wie ich mich von den Irrtümern meiner Herkunft befreite. Biermann hingegen gelingt das Kunststück, aufrechte Kommunistinnen und Kommunisten in Kronzeugen für seinen Antikommunismus zu verwandeln. Sei es die »Oma Meume«, die er schon zu deren Lebzeiten für Liedtexte benutzt hat, sei es die eigene Mutter, die in einen begrifflichen Konflikt zwischen Treue zum politisch Begriffenen und Zuneigung zum Sohn geriet: Sie alle werden zum Material, aus dem Biermann seine Widerstandsbiographie knetet.

Über allem aber thront der Vater. Mutter und Großmutter sind zum Glück hochbetagt und friedlich im Bett gestorben, was aber für Biermann dramaturgisch von Nachteil ist. Dagobert Biermann hingegen war als Kommunist während des Faschismus jahrelang inhaftiert und wurde als Jude in Auschwitz ermordet. Es ist dies ein Lebensweg, der Respekt verlangt; und in einer der sensibleren Passagen seines Buchs beschreibt Biermann, wie sich die Mutter während einer ersten Haftzeit des Vaters in einen anderen Mann verliebte, wie darum der Freigelassene, als er dies erfuhr, sich von seiner verletzlichen Frau zurückhielt und auf körperliche Nähe verzichtete, fast bis er erneut ins Gefängnis kam, aus dem er nicht wieder zurückkehren sollte.

An solchen Episoden wird deutlich, was Biermanns Autobiographie hätte werden können, hätte er sich auf historische Widersprüche eingelassen. Doch wird der Vater sowohl idealisiert als auch als politisches Instrument benutzt. Das Denkmuster ist nicht neu: Schon im Golfkrieg hatte sich Biermann auf die Seite der USA gestellt, mit der Behauptung, Saddam Hussein wolle seinen toten Vater ein zweites Mal vergasen.

In der Autobiographie nun steht der Vater am Anfang wie am Ende des Buches. Die ersten Sätze lauten: »Weggerissen wurde der Vater mir, als ich vier Monate alt war. Diesen Schmerz soff ich am Busen meiner Mutter bei der Gestapo in Hamburg, in der Untersuchungshaftanstalt nahe Planten un Blomen, wohin Emma Biermann zu Verhören einbestellt wurde.« Der Kummer um den Vater sei seine »Schicksalsmacht«, sein guter wie böser Geist. Durch ihn sei er »ein frecher Zweifler geworden, dann ein frommer Ketzer, ein tapferer Renegat des Kommunismus. Ein todtrauriges Glückskind in Deutschland, ein greises Weltenkind.«

Die Passage ist sprachlich überinstrumentiert und unterscheidet sich damit – zum Glück! – vom Rest des Buchs. Widersprüche sind aufgehäuft: guter und böser Geist, fromm und Ketzer, tapfer und Renegat, Traurigkeit und Glück, Kind und Greis, Deutschland und die Welt. Das soll wohl nach Dialektik klingen, ist aber nur ein pathetisches Spiel mit Paradoxien, das auf etwas Ungeklärtes verweist.

Im Schlussabschnitt nimmt Biermann den Gedanken wieder auf. Weil jeder Versuch, Kommunismus zu verwirklichen, die Welt in eine Hölle verwandle, habe er zum Verräter werden müssen – und eben dadurch sei er seinem Vater treu geblieben. Auf der biographischen Ebene gibt Biermann an dieser Stelle eine Begründung: Gerade weil der Kommunismus seine Religion gewesen sei, habe er sich voller Idealismus für ihn eingesetzt, sei deshalb in Konflikt mit den Verantwortlichen für die »totalitäre Praxis« der DDR geraten und habe so seinen Glauben verloren. Vielleicht, ließe sich einwenden, wäre es ohnehin besser, Kommunismus nicht als Religion zu verstehen.

Jedenfalls: Mit der verquerten Umdeutung seines Vaters verbindet Biermann eine seiner Liedzeilen, die er immer wieder zitiert und die auch die Überschrift des letzten Kapitels bildet: »Nur wer sich ändert, bleibt sich treu.« Nun braucht man ja über derlei Parolen aus dem Schatzkästlein des Opportunisten nicht ernsthaft zu diskutieren. Manchmal gibt es Gründe, sich zu ändern, und manchmal Gründe, dies nicht zu tun. Das wäre jeweils an inhaltlichen Gesichtspunkten zu klären. Wer hingegen das Sichändern zum moralischen Prinzip erhebt, hat offensichtlich Gründe, lieber nicht über Inhalte zu sprechen.

Wolf Biermanns Autobiographie ist in dieser Hinsicht ein ehrliches Buch. Zwar wird die DDR grotesk verzerrt dargestellt und ist so manches Detail bewusst weggelassen. Auch sollten sich Leser nicht daran stören, wenn Biermann Texte recycelt: Passagen aus dem Kapitel zu seiner Ausbürgerung waren schon 2001 in dem Buch »Die Ausbürgerung« zu lesen. In der Hauptsache aber beleuchtet die Autobiographie den Kern von Biermanns Haltung: Wie schlawinert sich das Ich erfolgreich durch die übermächtige Welt?

Ein Blick auf widersprüchliche geschichtliche Vorgänge ist so nicht zu gewinnen. Entsprechend wurde Biermann Liedermacher: Im Lied als kleiner Form, die Ausschnitte aus dem Gesamtgeschehen geben kann, hat er durchaus Talentproben abgeliefert. Um aber Gesellschaft insgesamt zu erfassen, hätte er sich irgendwann von seinen Fixierungen lösen müssen.

Der Vater als Ideal mag für die Kindheit taugen; später gibt es neue Anforderungen, und wer sich so verzweifelt an den Vater klammert, der benutzt zuletzt einen von Faschisten ermordeten Kommunisten zum Kronzeugen für einen platten Antikommunismus. Der sozialistische Staat, mit allen Problemen seiner Entstehung und einer feindlichen Umgebung, zeigt zwangsläufig auch unerfreuliche Züge. Aber nur, wer sich radikal mit dem väterlichen Staat identifiziert, wird radikal enttäuscht, und unterwirft sich sogleich einer neuen, möglichst entgegengesetzten Autorität.

Um wirklich Kunst zu machen, bräuchte es solidarische Distanz. Mit einer solchen Haltung ist das Lästige, das Negative, als Bestandteil eines historischen Verlaufs erkennbar, der sich in Widersprüchen bewegt. Dies wäre die Grundlage einer Literatur, die die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit erfasst und die zu sehr unterschiedlichen Bewertungen führen kann. Dazu ist ein eigener Standpunkt nötig; ein autoritärer Charakter weiß gar nicht, was das ist.

Wolf Biermann hat als bloßer Rebell nichts Eigenes. Entsprechend mutiert er zum Fürsprecher des imperialistischen Staats, den er in keiner seiner Dimensionen auch nur annähernd versteht. Die Autobiographie des 80jährigen zeigt vor allem: Bereits der 40jährige hat sich aus der schon damals kaum begriffenen Geschichte verabschiedet. So war der Schritt zum Lobredner für all die Merkel, Lammert und Gabriel vorgezeichnet.

Wolf Biermann: Warte nicht auf bessere Zeiten. Die Autobiographie. Propyläen-Verlag, Berlin 2016, 576 Seiten, 28 Euro

Kai Köhler schrieb an dieser Stelle zuletzt am 29.8.2016 über den Schriftsteller Hermann Löns.

---

<http://www.jungewelt.de/2016/11-15/001.php>